



Ullstein Taschenbuch

Jamie Freveletti

Lauf

Thriller

Aus dem Amerikanischen von Sybille Uplegger

Deutsche Erstausgabe im Ullstein Taschenbuch

1. Auflage Oktober 2009

© für die deutsche Ausgabe Ullstein Buchverlage GmbH, Berlin 2009

© 2009 by Jamie Freveletti

Titel der amerikanischen Originalausgabe: *Running from the Devil*

(HarperCollins Publishers, New York)

Umschlaggestaltung: ZERO Werbeagentur

Titelabbildung: © Frans Lanting/Corbis

Satz: LVD GmbH, Berlin

Gesetzt aus der Stempel Garamond

Druck und Bindearbeiten: CPI – Ebner& Spiegel, Ulm

Printed in Germany

ISBN 978-3-548-28119-3

Emma Caldridge saß in der ersten Klasse auf einem Flug der British Airlines von Miami nach Bogotá und schlief. Sie erwachte, sechzig Sekunden bevor die Maschine im kolumbianischen Dschungel runterging.

Es war ein ganz normaler Wochentag im frühen August. In der halbleeren Kabine saßen Geschäftsreisende, eine Handvoll Touristen – und Emma. Die Chemikerin und passionierte Langstreckenläuferin war auf einer Mission unterwegs, die ihr helfen sollte, ihr Leben zurückzugewinnen. Bei einem Flugzeugunglück umzukommen wäre eine allzu makabre Wendung des Schicksals gewesen, wenngleich nur eine von vielen, die sie im vergangenen Jahr bereits durchlebt hatte.

Sie lauschte der Stimme des Piloten, die aus den Kabinenlautsprechern drang. Er teilte den Passagieren mit, dass die Landebahn, die zu benutzen er gezwungen war, zu kurz sei für den großen Jet, und forderte danach alle Insassen auf, die Crash-Position einzunehmen. Emma zerzte ihren Rucksack unter dem Sitz ihres Vordermannes hervor, legte ihn auf ihren Schoß und kauerte sich darüber zusammen.

Kurz darauf senkte sich die Nase der Maschine so bedrohlich steil nach unten, dass Emma in ihrem Sitz nach vorne rutschte. Die Kabinenwände bebten, während der Jet immer schneller wurde. Die Turbinen heulten, und das Flugzeug schlingerte hin und her, als würden Pilot und Ko-

pilot um das Steuerruder kämpfen. Einige Passagiere begannen zu kreischen.

Der Kabinendruck sank stetig, und die Temperatur fiel so rasch ab, dass Emma zusehen konnte, wie sich an den Fenstern Eisblumen bildeten. Sie versuchte ruhig weiterzuatmen, aber ihre Lunge fühlte sich an, als sei sie in sich zusammengeschrumpelt. Mit einem Mal war es still an Bord, als hätten auch die übrigen Passagiere keine Luft mehr zum Schreien. Klappen in der Kabinendecke öffneten sich, und Sauerstoffmasken fielen herab. Emma griff nach einer Maske, die an einem Gummischlauch vor ihrem Gesicht hin und her baumelte, und zog sie mit einem Ruck zu sich. Sie presste sich das gelbe Mundstück über Mund und Nase und sog gierig die Luft ein.

Mit einem gewaltigen Krach setzte die Maschine auf dem Boden auf und schlitterte mit scheinbar unverminderter Geschwindigkeit weiter. Die Lichter verloschen und stürzten die Kabine in plötzliche Finsternis. Nur der schmale Leuchtstreifen am Boden, der den Weg zu den Notausgängen wies, war noch zu sehen und leuchtete ihnen den Weg ins Nichts. Emmas Sitz wurde aus seiner Verankerung gerissen, und sie flog hinaus in die Dunkelheit.

2

Edward Banner stand im Kommunikationszentrum des United States Southern Command in Miami und starrte auf einen Fernsehschirm, auf dem gerade ein atemloser CNN-Reporter die Welt über das Schicksal von Flug Nummer 689 in Kenntnis setzte. Neben ihm stand Carol Stromeyer, die stellvertretende Geschäftsführerin seines Unternehmens.

»Haben Sie CNN gebrieft?«, wollte Banner von ihr wissen.

»Das habe ich dem Außenministerium überlassen. Dort legt man Wert darauf, den Informationsfluss selbst zu kontrollieren.«

»Gibt es schon eine Passagierliste?«

»British Airlines faxt sie gerade.«

»War ein Sky-Marshall an Bord?«

»Sieht nicht so aus.«

Banner fuhr sich durchs graumelierte Haar. Sein dunkelblauer Anzug saß wie angegossen, und die Krawatte über seinem maßangefertigten Hemd war wie immer tadellos gebunden. Als ehemaliger Soldat und derzeitiger CEO von Darkview, einer Firma, die für das Verteidigungsministerium Spezialeinsatzkräfte zur Verfügung stellte, duldete Banner keine Knitterfalten oder nachlässig gebundene Windsorknoten. Trotz seiner fünfundvierzig Jahre konnte er noch immer eine Schusswaffe mit tödlicher Zielgenauigkeit abfeuern, einen Angreifer mit einem einzigen wohlplatzierten Tritt außer Gefecht setzen und hinter dem Steuer eines gepanzerten Mercedes gegen die besten Fahrer bestehen. Nur er wusste, dass er inzwischen auf bifokale Kontaktlinsen angewiesen war, dass seine rechte Hand aufgrund einer Schussverletzung, die er sich fünfzehn Jahre zuvor zugezogen hatte, hin und wieder zitterte und dass in seinem linken Schultergelenk ein dumpfer Schmerz pochte, wenn es regnete.

»Irgendeine Ahnung, wie das passiert sein könnte?«

Stromeyer seufzte. »Nicht die geringste. Der letzte Funkpruch des Piloten war ein Routinecheck beim Tower. Danach nichts mehr.«

»Und warum gehen wir dann von einer Entführung aus?«

»Flugziel war Bogotá, aber der Pilot ist lange vorher abgedreht und hat Kurs auf die Berge genommen.«

»Besteht die Möglichkeit, dass die Instrumente versagt haben und der Pilot deshalb vom Kurs abgekommen ist?«

»Unwahrscheinlich.«

»Ist es in Richtung Venezuela geflogen?«

Stromeyer schüttelte bedauernd den Kopf. »Wir wissen es nicht genau. Die Entführer haben den Tracking-Transponder ausgeschaltet. Die Maschine könnte Gott weiß wo sein.«

»Hat sich schon jemand mit der kolumbianischen Regierung in Verbindung gesetzt?«

»Alle haben sich mit der kolumbianischen Regierung in Verbindung gesetzt. Die behauptet allerdings, nicht mehr zu wissen als wir.«

»Dann lügt sie. Eine Maschine von der Größe ändert nicht einfach unbemerkt ihren Kurs. Wenigstens der Radar hätte das Flugzeug erfassen müssen.«

»Sie vermuten, es könnte in den Bergen im Nordwesten abgestürzt sein.«

»Das ist das Territorium der Kolumbianischen Volksbefreiungsfront FPLC.«

»Und der Drogenkartelle.«

»Und es liegt viel zu nahe an der venezolanischen Grenze«, ergänzte Banner.

Stromeyer nickte. »Der militärische Geheimdienst versucht herauszufinden, ob jemand aus Venezuela seine Finger im Spiel gehabt haben könnte. Falls ja, dann wäre es ein gefundenes Fressen für die Presse. Das wird ihre Aufmerksamkeit eine Weile vom Nahen Osten ablenken.«

»Wann informieren wir den Präsidenten?«

»In zehn Minuten«, antwortete Stromeyer. »Ich sehe nach, ob wir inzwischen das Fax der British Airlines bekommen haben. Wir treffen uns im Konferenzsaal.«

Banner blickte ihr nachdenklich hinterher, als sie den Raum verließ. Carol Stromeyer war vierzig Jahre alt und

eine der besten Offizierinnen, die er je kennengelernt hatte. Sie war ebenso gut wie er im Dienst an der Waffe ausgebildet, hatte ihre Fähigkeiten jedoch nie auf dem Schlachtfeld erprobt. Ihre frühen Jahre hatte sie hauptsächlich auf diversen Verwaltungsposten verbracht, die Frauen in der Armee routinemäßig zugeteilt wurden. Ihren raschen Aufstieg hatte sie ihrer beinahe schon unheimlichen Fähigkeit zu verdanken, innerhalb weniger Minuten jede noch so sensible Information zu beschaffen. Darüber hinaus verfügte sie über eine umfassende Kenntnis administrativer Strukturen. Ob eine neue Einheit zusammengestellt, Geld zugeteilt oder eine ganze Truppe verlegt werden sollte – Stromeyer wusste nicht nur, an wen sie sich wenden musste, damit die Sache ins Rollen kam, sondern auch, welche Formulare sie wo in dreifacher Ausfertigung einreichen musste, um die schnellstmögliche Abwicklung zu garantieren. Als Banner die Spezialeinheit der US Army verlassen hatte, um Darkview zu gründen, war sie die Erste gewesen, die er angeworben hatte.

Banner hatte keinerlei Zweifel, dass sie innerhalb der nächsten drei Minuten die vollständige Passagierliste in den Händen halten würde – und keine vierundzwanzig Stunden später detaillierte Informationen über jeden darauf verzeichneten Passagier.

Er nahm seinen Notizblock vom Tisch und machte sich auf den Weg zum Meeting.

3

Emma landete mit dem Rücken im Gebüsch, noch immer durch den Sicherheitsgurt im Sitz festgehalten. Ihre Arme wurden von der Wucht des Aufpralls nach vorn ge-

rissen, und der Rucksack flog ihr vom Schoß. Gleich darauf erschütterte eine Explosion die Luft, und eine Hitze-
welle überrollte sie. Sie kämpfte mit dem Sicherheitsgurt, wälzte sich aus dem Sitz und kam taumelnd auf die Füße.

Was sie sah, glich Dantes Inferno.

Emma fand sich zur Rechten des Wracks wieder. Der Bug der Maschine und das, was von der ersten Klasse sowie der Business-Class übrig war, lagen etwa hundert Meter vor ihr. Der restliche Teil des Flugzeugs befand sich weiter hinten im 45-Grad-Winkel zur Landebahn. In der Mitte, dort wo das Flugzeug entzweigebrochen war, klaffte eine gähnende Lücke.

Menschen kletterten aus dem Loch im vorderen Teil. Einigen gelang es, selbständig zu Boden zu springen, andere hatten weniger Glück und wurden von den nachdrängenden Passagieren ins Freie gestoßen.

Die Passagiere aus dem hinteren Teil der Maschine waren nicht so glimpflich davongekommen. Dort stand alles in Flammen. Dichter schwarzer Rauch quoll aus dem Rumpf. Auch hier beeilten sich die Passagiere, dem Flugzeug zu entkommen, jedoch brannten einige von ihnen bereits lichterloh. Kaum waren sie ins Freie gelangt, ließen sie sich zu Boden fallen und wälzten sich panisch auf der Erde, was die Flammen jedoch nur noch weiter anfachte. Aus den zerborstenen Treibstofftanks war überall Kerosin ausgetreten, und viele der Brandopfer waren genau in die Pfützen gesprungen. Mehrere Bäume im Umkreis hatten Feuer gefangen. Als die Treibstofflachen die brennenden Bäume erreichten, explodierten sie in einem riesigen Feuerball. Die Wucht riss Emma von den Füßen und schleuderte sie mehrere Meter weit zurück. Sie prallte mit dem Rücken gegen einen Baumstamm und rutschte zu Boden. Ihre Beine schienen ihr nicht mehr zu gehorchen. Am Stamm des Baums zusammengesackt, sah sie fassungslos dem Blutbad zu. Rie-

sige Flammenzungen schossen in den Himmel und färbten ihn orangerot.

Eine Gruppe von Männern, allesamt bewaffnet und in Tarnuniformen gekleidet, stand am Anfang der Landebahn neben dem Heckteil der Maschine. Gebannt sahen sie zu, wie die Passagiere versuchten, dem Wrack zu entkommen. Jedes Mal, wenn ein weiterer Passagier am Boden Feuer fing, brüllten sie vor Lachen. Auf den Schnapsflaschen, die sie kreisen ließen, spiegelte sich tanzend der Feuerschein.

Die Hölle hat sogar ihre eigene Armee, durchfuhr es Emma.

Plötzlich bellte der Anführer der Soldaten einen Befehl, und die Männer schwärmten aus. Sie näherten sich dem Flugzeug und trieben dabei alle noch lebenden Passagiere zusammen.

Emma versuchte aufzustehen, aber vor ihren Augen drehte sich alles. Sie ließ sich zurück auf den Boden fallen und kroch auf allen vieren weiter von der Landebahn weg. Als sie ihren Rucksack erreicht hatte, griff sie nach dem Schultergurt und schleifte ihn daran hinter sich her. Ihre Finger krallten sich in die Erde. Sie rang keuchend nach Atem und zitterte unkontrolliert am ganzen Körper. Das musste der Schock sein. Aus einer Schnittwunde an ihrem Kopf war Blut von ihrer Schläfe bis zum Kinn gesickert und zu einer klebrigen Masse geronnen. Bei jeder Bewegung bröckelte der Schorf wie getrockneter Schlamm. In ihrem Herzen, das wie wild hämmerte, verspürte sie einen stechenden Schmerz. Vorsichtig warf sie einen Blick zurück. Die Männer in den Tarnuniformen waren immer noch dabei, die Überlebenden zusammenzutreiben. Keiner von ihnen sah in Emmas Richtung.

Sie konzentrierte sich ganz darauf, den Schutz der Bäume zu erreichen. Dort angekommen, brach sie hinter einem dichten Busch zusammen. Sie durchwühlte ihren Rucksack

auf der Suche nach ihrem Handy. Schließlich fand sie es, klappte es auf und wartete ungeduldig, während das Gerät nach einem Netz suchte. Nach einer Minute erschienen die Worte »kein Empfang« auf dem Display. Blinde Panik stieg in ihrer Kehle auf und schnürte ihr die Luft ab. Sie zwang sich zur Ruhe.

»Scheiß drauf«, flüsterte Emma.

Trotz allem tippte sie eine SMS ein. Sie wusste, dass der SMS-Dienst oft funktionierte, auch wenn man nicht telefonieren konnte. Ihre Finger bebten, während sie die Nummer ihres Chefs wählte und schrieb:

Bin am Leben, Flieger im Dschungel abgestürzt, Soldaten nehmen Geiseln. Hilfe.

Emma drückte auf »Senden« und wartete. Auf dem Display des Telefons drehte sich eine kleine Sanduhr. Nach einer Minute erschien die Mitteilung »Übertragung fehlgeschlagen«.

»Verdammtes Mistding!«, fauchte Emma das Mobiltelefon an. Dann schaltete sie es aus und klappte es wieder zu. In sich zusammengesunken, starrte sie auf die brennenden Baumkronen. Die Lider wurden ihr schwer, und ihr Kopf begann zu schmerzen. Eine seltsame Schläfrigkeit überkam sie. In ihr keimte die Befürchtung auf, dass womöglich eine Gehirnerschütterung die Ursache dieser Müdigkeit sein könnte, aber kaum hatte sie dies gedacht, glitt sie auch schon in die Bewusstlosigkeit hinüber. Die orangeroten Flammen verschwammen vor ihren Augen, und es wurde schwarz um sie herum.

Banner saß im Konferenzsaal des SOUTHCOM-Hauptquartiers, den Blick auf einen großen Bildschirm gerichtet, auf dem das PowerPoint-Satellitenfoto eines schwarzen Rauchpilzes zu sehen war. Er wusste nicht genau, was das Bild zu bedeuten hatte, war sich aber ziemlich sicher, dass es nichts Gutes verhielt.

Mitarbeiter des Verteidigungsministeriums, des Außenministeriums, des Nordamerikanischen Luft- und Weltraum-Verteidigungskommandos NORAD sowie des Verkehrsministeriums bevölkerten den Raum. Vorne stand ein Offizier namens Miguel Gonzalez. Er war mit der militärischen Leitung beauftragt worden, für den Fall, dass eine schnelle Eingreiftruppe aus Spezialkräften zum Unglücksort entsandt werden sollte. Er war um die dreißig, schlank, etwa eins achtundsiebzig groß und, wie Banner vermutete, kubanischer Abstammung. Die übrigen Anwesenden sprachen ihn als »Major« an. Banner wusste nichts über Miguels Hintergrund, und niemand erbot sich, ihn in Kenntnis zu setzen. Vermutlich waren Stromeyer sämtliche Einzelheiten bekannt, aber auch sie hüllte sich in Schweigen.

Die Gruppe, die sich zur Krisensitzung versammelt hatte, bestand aus einigen der besten militärischen und politischen Köpfe des Landes. Hocharangige Offiziere der Army, Navy, Air Force und der Marines hantierten mit ihren Notizblöcken, balancierten Bleistifte zwischen den Fingern und schlürften Kaffee aus feinen Porzellantässchen, die sie, die elegant geschwungenen Henkel ignorierend, wie Becher in beiden Händen hielten.

Jordan Whitter war der Hauptvertreter der politischen Seite. Sein Ruf als anpassungsfähiger und gewiefter Taktiker im Außenministerium war legendär. Dementsprechend

hatte seine Karriere bereits zwei Präsidentschaften überdauert. Whitter hatte listige Augen und die für einen lebenslangen Bürokraten typische Abneigung dagegen, seinen Kragen zu riskieren. Er trug einen dunklen Anzug und eine gestreifte Krawatte, die er immer wieder zurechrückte.

Banner beobachtete Whitter aus dem Augenwinkel und fragte sich, was um alles in der Welt den Mann dazu bewegen haben mochte, sich für eine derart unvorteilhafte Kombination zu entscheiden. Er hätte einen Wochenlohn darauf verwettet, dass die Streifen auf Whitters Krawatte die Farben seiner Universität repräsentierten.

Welche Rolle Banner in diesem Meeting spielte, schien niemandem ganz klar zu sein – auch ihm selbst nicht. Er wusste bloß, dass ein alter Freund, Brigadegeneral Robert Corvan, ihn gebeten hatte, die Sitzung zu leiten. Allerdings hatte dieser kein Wort darüber verloren, ob er Banners Firma Darkview im Zusammenhang mit der vermuteten Flugzeugentführung für eine Rettungsmission anzuheuern gedachte.

Wenn Darkview das amerikanische Militär durch speziell ausgebildetes Personal unterstützte, bedeutete das, dass Banners Männer in extrem brisante Situationen geschickt wurden – seien es Kriege, Rebellenunruhen oder Volksaufstände. Zwar kämpften sie Seite an Seite mit den regulären Truppen, waren jedoch streng genommen kein Teil der Militärstruktur der Vereinigten Staaten, so dass ihr Einsatz vom »Gastland« nicht als formaler Kriegsakt gewertet werden konnte.

Die besondere Stellung von Banners Soldaten brachte einige Vorteile mit sich. Sie waren nicht verpflichtet, dem militärischen Protokoll zu folgen, sie hatten stets die allerneueste Ausrüstung, und ihr Gehalt war ungleich besser als das ihrer Kollegen von der Armee. Allerdings hatte ihr

Sonderstatus auch erhebliche Nachteile: Wenn sie im Kampf fielen, tauchten sie weder in den offiziellen Gefallenenlisten auf, noch pries man sie als Kriegshelden oder überreichte ihren Hinterbliebenen Medaillen in Anerkennung ihrer Opferbereitschaft. Taktlose Zeitgenossen bezeichneten sie auch als Söldner.

Die Befreiung eines entführten Flugzeugs war ein Einsatz, für den gewöhnlich ein ganz normaler militärischer Rettungstrupp mit Kenntnis der fremden Regierung in das Zielgebiet entsandt wurde. Banners Männer hingegen arbeiteten fast ausschließlich in verdeckten Missionen, was die Frage aufwarf, ob die übrigen Anwesenden mehr über die Situation wussten als Banner selbst.

Miguel drückte eine Taste an seinem Laptop, woraufhin das Foto der Rauchwolke verschwand und durch eine große Satellitenkarte Kolumbiens ersetzt wurde. Dann begann er seinen Vortrag.

»Als Allererstes haben wir geprüft, ob aus der Gegend, in der wir den Flugzeugabsturz vermuten, eventuell Notsignale abgesetzt wurden. Tatsächlich hat ein Satellit, der sich zur fraglichen Zeit gerade im Orbit über Kolumbien befand, eine GPS-Übertragung von einem Mobiltelefon aus diesem Teil des Landes gemeldet.« Miguel deutete auf die Berge im Nordwesten nahe der kolumbianisch-venezolanischen Grenze.

»Als der Satellit etwa einhundert Minuten später die Stelle erneut überquerte, war das Signal leider tot.«

»Könnte es vom Handy eines der Passagiere stammen?«, fragte der Unterstaatssekretär der Navy.

Miguel nickte. »In der Tat. Der GPS-Übertragungscode war auf eine Passagierin namens Emma Caldrige registriert. Und Ms Caldrige war freundlich genug, uns eine Nachricht zukommen zu lassen.« Die Karte hinter Miguel verschwand, und der Text von Emmas Kurznachricht

erschien auf dem Schirm. Die Worte *Soldaten nehmen Geiseln* waren unterstrichen.

Whitter stöhnte laut. »Das ist ja grauenhaft.«

Banner konnte ihm nur zustimmen, allerdings überraschte ihn Whitters emotionale Reaktion. Vielleicht hatte der Mann ja doch ein Herz in der Brust.

»Ich stimme Ihnen zu, Sir. Aber wenigstens wissen wir nun, dass einige Menschen das Unglück überlebt haben. Besser Geisel als tot«, versetzte Miguel.

Whitter schlug mit der flachen Hand auf den Tisch. »Von wegen! Geiseln sind ein politischer Alptraum! Um wie viele Personen geht es hier? In dem Flugzeug saßen zweihundertundsechzehn Passagiere! Die Regierung kann eine solch gravierende Verletzung der Sicherheit während ihrer Amtszeit weiß Gott nicht gebrauchen!«

Was für ein Arschloch, dachte Banner.

Miguel fuhr fort: »Schwer zu sagen, wie viele überlebt haben. Sobald das Handysignal weg war, haben wir nach anderen Anzeichen gesucht, die auf ein verunglücktes Flugzeug hindeuten könnten. Und wir haben das hier gefunden.«

Erneut erschien das Foto des Rauchpilzes auf dem Schirm. Miguel zeigte mit dem Laserpointer darauf.

»Wir glauben, dass eine schwere Explosion die Wolke verursacht haben muss. Falls es sich dabei um die Maschine handelt, ist sie entweder bei der Landung explodiert, oder aber sie wurde absichtlich gesprengt.«

»Wie lange wird es dauern, eine kleine Einheit an den Ort zu entsenden, von dem das Handysignal kam?«, wollte Banner wissen.

»Entsprechendes wurde bereits veranlasst«, lautete Miguels Antwort.

»Ausgezeichnet.« Zum ersten Mal an diesem Tag zeigte sich ein Lächeln auf Whitters Gesicht.

Miguel jedoch legte die Stirn in Falten. »Wir haben das kolumbianische Militär gebeten, einen Hubschrauber hinzuschicken, um sicherzustellen, dass es sich tatsächlich um den Unglücksort handelt, und gegebenenfalls bei einem Rettungseinsatz zu helfen. Das haben sie getan, allerdings haben sie uns danach mitgeteilt, dass es unter diesen Koordinaten keinen Unglücksort gebe.«

Whitters Lächeln erstarb. »Wäre es möglich, dass die Nachricht verschickt wurde, während das Flugzeug noch in der Luft war? Vielleicht ist die Maschine eine Zeitlang weitergefliegen und woanders runtergekommen?«

Miguel schüttelte den Kopf. »Das wage ich zu bezweifeln.«

Whitter zeigte auf den Bildschirm. »Was ist mit Ihrem Satelliten? Sie haben ein Bild von der Rauchwolke bekommen. Gibt es keine Aufnahme vom eigentlichen Absturz?«

Auch dies musste Miguel verneinen. »Die fragliche Gegend ist bergig und dicht bewaldet. Sobald sich die Rauchwolke verzogen hatte, war nichts weiter zu sehen als Grün.«

»Der Norden steht unter der Kontrolle der FPLC, korrekt?«, hakte Banner ein.

»Nicht nur. So ziemlich jede Guerillagruppe und paramilitärische Organisation hat in dem Gebiet eine Einheit stationiert. Es ist eine der gefährlichsten Gegenden Kolumbiens, wenn nicht gar der ganzen Welt.«

»Warum ausgerechnet da oben?«, meldete sich Stromeyer zu Wort.

»Im Norden verläuft die Pipeline von Oriental Gas. Durch sie fließen tagtäglich etwa fünfzigtausend Tonnen Öl. Die Guerillas üben immer wieder Bombenanschläge auf die Pipeline aus und erpressen Schutzgeld von Oriental oder den nächstgelegenen Stadtregierungen.«

Banner schnaubte. »Ich hoffe, die Chefs von Oriental

sind nicht so blöd und zahlen. Auf diese Weise verdienen sie nie einen Cent.«

»Sie haben bezahlt, bis die Vereinigten Staaten vor sechs Monaten eine Spezialeinheit von fünfhundert Mann entsandt haben, um die Pipeline zu bewachen.«

Banner setzte sich kerzengerade auf. »Seit wann lässt sich die US Army als Objektschützer für ein Privatunternehmen einspannen? Sollte die Firma nicht ihre eigenen Leute einstellen, um ihr Betriebseigentum zu schützen?«

»Sie meinen Leute wie Ihre?« Whitters unverhohlene Verachtung für Banners Soldaten war im ganzen Raum spürbar.

Banner starrte Whitter nieder. Er duldete nicht, dass sich jemand respektlos über seine Mitarbeiter äußerte, schon gar kein karrierehungriger Politiker, der seine Collegefarben um den Hals trug und nie in seinem Leben eine Waffe abgefeuert hatte.

»Genau die meine ich«, versetzte Banner seelenruhig. »Reguläre Soldaten zu entsenden, damit sie eine Privatfirma schützen – selbst wenn es sich um eine Ölfirma handelt –, ist Verschwendung von Steuergeldern.«

»Mr Banner, seit dem elften September ist es unsere oberste Pflicht, dem Terrorismus die Stirn zu bieten, ganz gleich, an welchem Ort der Welt. Und wenn das bedeutet, dass wir unser Militär einsetzen müssen, um ein amerikanisches Unternehmen zu schützen, dann tun wir es«, erklärte Whitter hitzig.

Die beiden Männer blitzten sich an. Mehrere der Anwesenden beobachteten das Duell mit wachsendem Unbehagen und rutschten auf ihren Stühlen herum.

Schließlich brach der Unterstaatssekretär der Army das angespannte Schweigen. »Unsere Anwesenheit in Kolumbien dient ausschließlich zu Trainingszwecken.« Er wandte sich Banner zu und hob eine Braue.

Miguel räusperte sich. »Das mag stimmen, de facto allerdings hat dieser Einsatz den terroristischen Aktivitäten in der Gegend nur noch weiter Vorschub geleistet.«

Whitter warf Miguel einen strengen Blick zu. »Erklären Sie mir das.«

»Seit ihrer Ankunft sind die Spezialeinheiten permanent in bewaffnete Auseinandersetzungen mit der FPLC und den Kartellen verstrickt. Sie haben tonnenweise Unkrautvernichtungsmittel über deren Kokaplantagen versprüht und beinahe nächtlich Saboteure an den Pipelines aufgegriffen.«

»Wer hat die Oberhand?«, wollte Whitter wissen.

»Es ist eine Pattsituation. Zwar haben die Anschläge auf die Pipeline abgenommen, und einige Kokafelder liegen inzwischen brach, aber die Kartelle haben sich der neuen Lage schnell angepasst. Sie haben die Bauern angewiesen, ihre Anpflanzungen weiter in die Berge zu verlegen, wo die Flugzeuge nicht sprühen können. Außerdem müssen wir die Möglichkeit in Betracht ziehen, dass es sich bei dieser Entführung um einen Racheakt handelt.« Miguel wandte sich an Stromeyer. »Major Stromeyer, haben Sie schon nähere Informationen über Emma Caldrige? Steht sie auf Ihrer Passagierliste?«

Stromeyer blätterte durch den dicken Papierstapel, der vor ihr auf dem Tisch lag. Schließlich zog sie ein Blatt daraus hervor, auf dem oben ein Passfoto zu sehen war. Es zeigte eine hübsche junge Frau mit braunem Haar, lebhaften grünen Augen und einem leichten Lächeln im Gesicht.

»Das ist sie.« Stromeyer hielt das Blatt in die Runde. »Emma Caldrige. Dreißig Jahre alt. Sie ist Chemikerin und arbeitet für Pure Chemistry, ein Labor, das sich auf die Entwicklung von Produkten für einige der Top-Kosmetikfirmen auf dem internationalen Markt spezialisiert hat. Ihre Vorgesetzten sagen, sie sei eine der besten Chemikerinnen,

die sie je im Team hatten. Sie verfügt über umfangreiche Kenntnisse auf dem Gebiet der Phytochemie und untersucht Pflanzen auf besondere Eigenschaften, die sie für den Einsatz in der Kosmetikindustrie nutzbar machen könnten.«

»Sie haben bereits mit ihren Vorgesetzten gesprochen?«
Whitter war beeindruckt.

Banner hätte den Mann darüber aufklären können, dass ein Gespräch mit dem Arbeitgeber einer Zielperson für Stromeyer das Mindeste war. Sie hatte so lange über ihren Dossiers gesessen, dass es ihn nicht verwundert hätte, wenn sie sogar die Schuhgrößen und Lieblingsweine jedes einzelnen Passagiers ermittelt hätte.

»Um ein aussagekräftiges Dossier zu erstellen, ist der Kontakt zu jemandem, der die betreffende Person persönlich kennt, unabdingbar«, erklärte Stromeyer und klang dabei wie eine waschechte Bürokratin.

»Also schön«, sagte Banner. »Was ist mit Freunden, Ehemännern, Liebhabern? Irgendjemand, mit dem sie sich zusammengetan haben könnte, damit er ihr bei der Entführung hilft?«

Stromeyer sah ihn überrascht an. »Sie meinen, sie hat ihre Finger dabei im Spiel?«

Banner zuckte mit den Achseln. »Sie hat überlebt und eine SMS geschickt, stimmt's? Ich würde nichts ausschließen.«

Stromeyer nickte. »Ich verstehe Ihren Standpunkt. Sie ist Single, lebt in Miami Beach und ist oft beruflich unterwegs. Sie war auf dem Weg nach Bogotá, um sich dort mit einem kolumbianischen Wissenschaftler zu treffen. Danach wollte sie weiter nach Patagonien, um an einem Langstreckenlauf teilzunehmen. Caldridge hat keinen festen Freund, allerdings ist einer Sekretärin im Labor das Gerücht zu Ohren gekommen, dass sie einen Verlobten gehabt habe, der uner-

wartet gestorben sei. Daran arbeite ich noch, ebenso wie an ihren Familienverhältnissen.«

»Was macht sie in ihrer Freizeit? Gehört sie irgendeiner fragwürdigen Aktivistengruppe an? Hat sie politische Verbindungen?«

»Nichts dergleichen. Sie arbeitet. Und wenn sie nicht arbeitet, läuft sie Ultramarathons.«

»Was zum Henker ist ein Ultramarathon?«, wollte Banner wissen.

»Ein Marathon über eine Distanz zwischen fünfunddreißig und einhundert.«

Banner traute seinen Ohren nicht. »Reden wir hier von einhundert Kilometern oder einhundert Meilen?«

»Meilen. Ich weiß, es klingt verrückt, aber sie läuft tatsächlich einhundert Meilen am Stück.«

Banner stand jeden zweiten Tag um fünf Uhr auf und joggte fünf Meilen auf dem Laufband. Dabei schaute er die Morgennachrichten. Er brauchte eine geschlagene Stunde dafür und war jedes Mal heilfroh, wenn er fertig war. »Interessante Freizeitbeschäftigung«, kommentierte er.

»Und ob. Ms Caldridge ist sogar den Badwater-Ultramarathon gelaufen, eines der körperlich anspruchsvollsten Rennen der Welt.«

Miguel sah neugierig auf. »Inwiefern?«

»Man kennt es auch unter dem Namen Death-Valley-Rennen. Die Teilnehmer laufen einhundertfünfunddreißig Meilen mitten durch das Death Valley. Als Ms Caldridge letztes Jahr teilgenommen hat, war es so heiß, dass das Gummi an den Schuhsohlen der Läufer geschmolzen und am Asphalt kleben geblieben ist.«

Banner pfiff durch die Zähne. »Knallharte Frau.«

»Hoffen wir es«, erwiderte Miguel trocken. »Sie wird nämlich vor diesem Mann hier weglaufen müssen.« Erneut wechselte das Foto hinter ihm an der Wand, und das Kon-

terfei eines Mannes in verblichener Tarnuniform und mit einem Gesicht wie ein Frettchen füllte den Schirm.

Miguel zielte mit dem Laserpointer auf die Stirn des Mannes. »Das ist Luis Rodrigo, Kopf einer kleinen Gruppe von Guerilleros, deren Stützpunkt in den Bergen liegt, ganz in der Nähe der Stelle, an der die Rauchwolke gesichtet wurde.«

»Was ist ihre Rolle in der Angelegenheit?« Banner musterte Rodrigo. Seinem Gesichtsausdruck nach zu schließen hatte der Mann die Hirnmasse eines Einzellers.

»Das wissen wir noch nicht genau, aber allein der Umstand, dass die Gruppe ihr Lager in der Nähe des potentiellen Unglücksortes hat, legt nahe, dass sie an der Entführung beteiligt ist. Falls sich das bestätigt, haben wir es mit einem unberechenbaren Gegner zu tun.«

»Schlimmer als der durchschnittliche Rebellenführer?«

Miguel nickte. »Viel schlimmer. Rodrigo ist ein Wahnsinniger. Gegen ihn sind die Anführer der Drogenkartelle harmlos. Er führt eine Bande von Marodeuren an, die allesamt aus den etablierten Guerillaorganisationen ausgestoßen wurden. Dennoch weiß Rodrigo sie zu kontrollieren. Wer aufbegehrt oder einen Fehler macht, wird getötet oder verstümmelt. Rodrigo schneidet seinen Leuten die Ohren ab, reißt ihnen die Zunge heraus oder sticht ihnen die Augen aus. Die ganz Unfähigen erschießt er. In letzter Zeit hat er sich angeblich von den Afghanen inspirieren lassen und zwei besonders inkompetente Gefolgsleute kurzerhand geköpft.«

»Wenn seine Männer so dumm sind, wie Sie behaupten – wie konnten sie dann eine Flugzeugentführung planen und durchführen?«

Miguel schüttelte den Kopf. »Auf keinen Fall kann Rodrigo die Sache allein durchgezogen haben. Er muss Unterstützung gehabt haben. Entweder von einem der Kartelle oder von der FPLC. Vielleicht auch von beiden Seiten.«

»Und Sie gehen davon aus, dass dieser Mann die Passa-

giere in seiner Gewalt hat?«, fragte Whitter. Sein Gesicht war eine Maske des Entsetzens.

»Jeder, der sich im besagten Gebiet aufhält, wird früher oder später mit ihm zu tun haben. Das heißt, wir müssen etwaige Überlebende schnellstmöglich da rausholen. Der Mann ist unberechenbar. Ihm ist zuzutrauen, dass er sie alle in einem Wutanfall abschlachtet.«

»Irgendwelche Vorschläge?«, wollte Banner wissen.

»Wir warten, bis sie Kontakt zu uns aufnehmen, dann zahlen wir ihnen, was auch immer sie an Lösegeld verlangen. Wenn wir die Leute lebend nach Hause bringen wollen, ist das der beste Plan, zumal der Preis, den die Guerillas fordern, im Vergleich zu den Kosten einer Befreiungsaktion vernachlässigbar gering sein dürfte.«

Whitter schüttelte vehement den Kopf. »Unter keinen Umständen! Die Vereinigten Staaten verhandeln nicht mit Terroristen!«

»Es wäre nicht das erste Mal. Es gibt ein stillschweigendes Abkommen zwischen den Vereinigten Staaten und Kolumbien darüber, dass die ultrarechten Paramilitärs nicht an die USA ausgeliefert werden, sofern sie sich bereit erklären, ihre Waffen niederzulegen. Wenn das kein Verhandeln mit Terroristen ist.«

Whitter sträubte sich wie ein in die Enge getriebenes Stachelschwein. »Dieses Abkommen wurde nicht von den Vereinigten Staaten geschlossen, sondern einzig und allein zwischen dem kolumbianischen Präsidenten und den Paramilitärs.«

»Aber die Vereinigten Staaten haben keinerlei Einwände dagegen erhoben.«

»Dennoch ist es nicht dasselbe, wie mit Geiselnehmern zu verhandeln!«

Banner hob die Hand, um die Männer zum Schweigen zu bringen. »Miguel, wenn Sie mir kurz auf die Sprünge hel-

fen könnten. Haben die besagten Gruppen das Angebot des kolumbianischen Präsidenten angenommen und ihre Waffen niedergelegt?»

»Nicht alle, aber viele«, lautete Miguels Antwort.

»Warum glauben Sie dann, dass wir es bei dieser Entführung mit einer bewaffneten Miliz zu tun haben?«

»Weil der Präsident das Abkommen ausschließlich mit den Ultrarechten geschlossen hat. Die linksextremen Guerillagruppen wie die FPLC wurden von der kolumbianischen Regierung gar nicht erst an den Verhandlungstisch geholt.«

»Diese Flugzeugentführung könnte also ein Akt sein, der den kolumbianischen Präsidenten dazu zwingen soll, in Verhandlungen mit der Linken einzutreten?«, hakte Banner nach.

Miguel schwieg einen Moment. »Möglicherweise. Es könnte aber auch der Versuch sein, die Befriedungsbemühungen der Regierung als solche zu vereiteln. Der Präsident geht hart gegen die Linken vor und tut alles, um ihnen die Kontrolle über ihre Gebiete zu entreißen. Man kann sich vorstellen, dass die Guerillas darüber alles andere als erfreut sind.«

»Oder aber die Sache hat mit alldem nichts zu tun, und wir ziehen die völlig falschen Schlüsse.« Whitter stach mit dem Zeigefinger in Miguels Richtung, während er dies sagte.

»Auch das wäre theoretisch denkbar«, räumte Miguel ein.

Banner zollte Miguel im Stillen Beifall dafür, dass dieser Whitter recht gegeben hatte. Es zeigte, dass der Mann nicht aufgrund vorschneller Annahmen handeln würde.

»Alternativvorschläge zu Verhandlungen?«, fragte Banner.

»Wir ziehen fünfundzwanzig Mann von der Pipeline ab und schicken sie auf eine Aufklärungsmission, um den Unglücksort zu finden. Von dort aus sollen sie sich weiter vor-

arbeiten, den Aufenthaltsort der Passagiere ermitteln und ihnen, falls nötig, durch den Dschungel folgen.« Aus Miguels Stimme klang eiserne Entschlossenheit.

Whitter schüttelte den Kopf. »Nein. Das ist eine Vergeudung von Ressourcen. Warum sollten wir Männer in ein Gebiet schicken, das bereits vom kolumbianischen Militär durchkämmt worden ist?«

»Weil ich dem kolumbianischen Militär nicht glaube«, antwortete Miguel schlicht.

Der Unterstaatssekretär der Air Force schnaubte. »Wollen Sie etwa behaupten, das Militär lügt?«

»Es gibt Leute, die behaupten, die kolumbianische Armee stecke seit Jahren mit den paramilitärischen Gruppen unter einer Decke. Selbst die Spezialeinheit, die für die Durchführung von Geiselnbefreiungen zuständig ist, wurde mit einem Massaker an Zivilisten in Verbindung gebracht. Ich will damit nur sagen, dass wir in einem Land, in dem die Korruption so blüht wie in diesem, nichts als gegeben hinnehmen sollten.«

»Ich werde da nicht mitmachen«, erklärte Whitter kategorisch. Dann wandte er sich an Banner. »Wenn wir trotzdem hingehen, wird es so aussehen, als vertrauten wir der kolumbianischen Regierung nicht. Das Land ist unser Verbündeter.«

Zum ersten Mal wirkte Miguel verärgert. »Mr Whitter, genau deshalb habe ich vorgeschlagen, die Kräfte zu nutzen, die sowieso schon vor Ort sind. So sparen wir wertvolle Zeit und vermeiden außerdem, dass man uns die unangenehme Frage stellt, weshalb wir zusätzliche Truppen in das Gebiet entsandt haben.«

Das also ist der Grund, weshalb ich hier bin, schoss es Banner durch den Kopf. Um inoffiziell einzuspringen, falls Miguels Plan fehlschlägt. Er sah Miguel von der Seite an. »Hat General Corvan den Einsatz abgesegnet?«, fragte er milde.

»Das hat er, allerdings unter Vorbehalt. Er wartet noch auf Ihr Input. Er meinte, niemand wisse besser als Sie, wie man eine Befreiungsaktion auf feindlichem Gebiet durchführt.«

»Ich fühle mich geschmeichelt.« Banner und General Corvan kannten sich schon seit ihren frühen Armeetagen und hatten einander mehr als einmal die Haut gerettet.

»Wer soll die Mission leiten?« Banner stellte die Frage, obwohl er bereits ahnte, wie die Antwort lauten würde.

»Ich selbst«, sagte Miguel. »Ich breche noch heute Abend auf.«

5

Luis Rodrigo stand mitten auf der verwüsteten Landebahn in der sengenden Sonne und sah zu, wie seine Soldaten die Flugzeugpassagiere zu einem kleinen Kreis zusammentrieben. Ein Mann bewegte sich nicht schnell genug, woraufhin ein Guerillero ihm den Gewehrkolben gegen den Schädel ramnte. Wie ein Stein sackte der Mann zu Boden.

Alvarado, Rodrigos rechte Hand, gesellte sich zu seinem Anführer. »Sie sind dumm und träge«, meinte er verächtlich.

»Jeder einzelne von ihnen ist mehr Geld wert, als du in zehn Jahren verdienen wirst. Sag Jorge, wenn ich noch einmal sehe, wie er jemanden ohne meine Erlaubnis schlägt, dann hacke ich ihm die Hand ab, die er dazu benutzt hat.«

Alvarado trat einen Schritt zurück. »Es sind arrogante Amerikaner. Sie müssen wissen, wer hier das Sagen hat.«

»*Ich* habe das Sagen. Ich entscheide, wer lebt und wer stirbt.«

»Mit Koka haben wir mehr Geld verdient. Das hier« –

Alvarado machte eine ausladende Armbewegung, die die gesamte Gruppe der verängstigten Passagiere umfasste –, »das hier bringt viel weniger ein, und das Risiko ist hoch.«

»Jeden Tag werden mehr und mehr Kokaplantagen vernichtet. Daran muss ich dich ja wohl nicht erinnern, Alvarado. Du hast mit eigenen Augen gesehen, wie die Flugzeuge der Amis ihr Gift versprühen. Die Felder gehen ein. In zwei Jahren wird Koka nicht einmal mehr das Kerosin wert sein, das wir brauchen, um es zu transportieren.«

»Koka wird immer ein lukratives Geschäft bleiben«, widersprach Alvarado.

»Für die Kartelle, ja, aber nicht für uns. Deswegen müssen wir ihnen beweisen, dass wir wertvolle Partner für sie sind.«

Alvarado schwieg. Er fischte eine Zigarette aus der Packung, die in seinem aufgerollten Ärmel steckte, und zündete sie an.

Luis musterte die Geiseln, während er darauf wartete, dass die Durchsuchung des Flugzeugs abgeschlossen wurde. Die meisten von ihnen hatten das aufgedunsene, verfettete Aussehen typischer Amerikaner. Nur ein Mann zog Luis' Augenmerk auf sich. Er war etwa einen Meter neunzig groß und wog gut und gerne fünfundachtzig Kilo. Damit war er fast zwanzig Zentimeter größer und fünfzehn Kilo schwerer als Luis. Er hatte dunkle Haare und die Statur eines Athleten. Trotz der drückenden Hitze bewegte er sich flink und geschmeidig. Seine Lippen waren zu einem grimmigen Strich zusammengepresst. Keine Frage, dieser Mann roch nach Ärger. Luis nahm sich vor, ihn genau im Auge zu behalten.

Als er mit den Passagieren fertig war, ließ Luis den Blick über seine eigenen Männer schweifen. Alvarado sah vollkommen verkatert aus, Juans Pupillen waren so groß wie 5-Peso-Münzen, und Manzillo hob immer wieder seine

Flasche mit *aguardiente* an die Lippen, um gleich darauf über etwas zu stolpern, das nur er sehen konnte. Der Zustand der Übrigen war nicht minder beklagenswert. Ohne ihre Waffen hätten sie nicht einmal eine Fliege in Schach halten können. Bewaffnet aber waren sie tickende Zeitbomben, die nur darauf warteten hochzugehen.

»Wie viele haben wir?«, fragte Luis, an Alvarado gewandt.

Dieser zuckte mit den Achseln. »Fünfzig. Vielleicht sechzig. Genügt das der FPLC?«

Luis zählte achtundsechzig Geiseln. »Sie haben mehr erwartet. Vor allem angesichts des Risikos.«

»Dann hätten sie uns auf einer längeren Piste landen lassen sollen. Das gefällt mir nicht, Luis. Die Gringos werden das nicht einfach so hinnehmen.«

Luis spürte Zorn in sich aufwallen. Sicher, Alvarado hatte recht, aber in letzter Zeit klang er wie eine Schallplatte mit Sprung: immer dieselben Vorbehalte, immer dieselben Warnungen. Dieser Auftrag war eine gemeinsame Sache der FPLC und der nördlichen Drogenkartelle, und es war das erste Mal, dass sie Luis überhaupt eine Rolle in einer ihrer Operationen zugebilligt hatten. Die FPLC verfügte über das nötige Know-how und hatte den Plan für die Entführung ausgearbeitet. Das Kartell wiederum stellte die Flugzeuge im Inland zur Verfügung, mit denen die Geiseln zum Übergabeort transportiert werden sollten, sobald das Lösegeld gezahlt war.

Luis' Aufgabe war es, die Geiseln und sämtliche Wertgegenstände aus der Maschine an einen sicheren Ort in den Bergen zu bringen und dort auf die Zahlung des Lösegelds zu warten. Die FPLC und die Kartelle hielten Luis' kleine Bande von Versagern für durchaus entbehrlich, weshalb sie ihnen den aufreibendsten und gefährlichsten Teil der Operation zugewiesen hatten.

Luis wusste sehr wohl, dass seine Männer zum Großteil unfähige Taugenichtse waren, die nicht weiter als bis zum nächsten Rausch denken konnten. Nichtsdestotrotz war er stolz darauf, dass es ihm gelungen war, sie zu einer Einheit zu formen, die zumindest in Ansätzen einer militärischen Organisation glich. So hatte die FPLC auch endlich auf seine wiederholten Bitten reagiert, ihn mit einer Aufgabe zu betrauen, bei deren Durchführung er seinen Wert als Anführer unter Beweis stellen konnte. Und er war fest entschlossen, die Chance zu nutzen.

»Bis die Amerikaner das Wrack gefunden haben, sind wir bereits tief in den Bergen. Kein Gringo kennt die Gegend so gut wie wir. Die Suche nach den Geiseln wird Monate dauern, und bis dahin haben wir das Lösegeld längst in der Tasche.«

Alvarado zog an seiner Zigarette, ohne den Blick von den Passagieren zu wenden. »Es wäre einfacher für uns, wenn wir sie alle auf Trucks verladen und die Straße benutzen könnten.«

Luis machte aus seinem Unmut über diesen Vorschlag keinen Hehl. »Dann wäre es auch für die Amis einfacher, uns zu finden. Keine Trucks, Alvarado. Wir laufen zu Fuß durch den Dschungel bis zum ersten Checkpoint. Von da aus geht es dann mit Lastwagen weiter.«

»Auf dem Marsch werden wir noch mindestens zehn weitere Leute durch Landminen verlieren«, gab Alvarado zu bedenken.

»Wir lassen die Geiseln vorweggehen. Besser, es trifft einen von ihnen als einen von uns.« Luis grinste seinen Stellvertreter an. »Die Fettsäcke zuerst. Die Gesunden will ich zum Arbeiten behalten.«

»Und die Frauen?«

»Die Frauen heben wir uns für andere Dinge auf.«

Alvarado lachte.